

Maries Laden läuft seit einiger Zeit nicht gut; sie hat sich einen Nebenjob gesucht. Schon kurz nach Arbeitsantritt fängt Marie sich eine kapitale Angina ein. Und vollzieht einen wichtigen Lernschritt

X.

Es war nicht ganz so stickig, wie Marie befürchtet hatte, aber immer noch schweißtreibend: Der Kneipenchef zeigte Marie nach einem kurzen Vorstellungsgespräch ihren künftigen Arbeitsplatz und erklärte nur kurz, was zu tun war: Für diese einfache Arbeit brauchte es wahrlich keine langen Worte. Dann kam er zum Wichtigsten:

»Wir zahlen zehn Euro die Stunde. Und ein Essen und Getränke sind frei. Alkohol ist tabu.« Er zog die Augenbrauen hoch.

»Klar, okay. Und wie sind die Arbeitszeiten?« fragte Marie.

»Wir brauchen vor allem jemand abends am Wochenende von sieben bis Mitternacht. Und wenn es dir möglich ist, mal als Springerin unter der Woche von acht bis Mitternacht. Aber das nur in Ausnahmefällen. Und das geht dann«, der Wirt machte auf geheimnisvoll »unter der Hand. Das bleibt aber unter uns.«

Damit hatte Marie kein Problem: »Natürlich. Ich kann schweigen wie die perfekte Mörderin.«

Ein gut gelaunter Handschlag besiegelte ihren Job. Der Wirt stellte sie kurz ein paar ihrer künftigen Kollegen vor, dann verabschiedete sich Marie und radelte heimwärts. Nach ein paar hundert Metern stieg sie vor einem Pizzaservice ab und rief Sandra an:

»Hi, hast du schon gegessen? - Okay, bis gleich dann.« Sie orderte eine Pizza Regina und einen Espresso für die Wartezeit. Eine Viertelstunde später saß sie mit dem appetitlich duftenden Pizzakarton auf dem Balkon und ließ es sich schmecken. Sandra kam dazu und sagte:

»Das riecht gut. - Sehr gut. Ich glaube, so ein kleines Stück ...«

Marie grinste und hielt ihr den Karton hin, Sandra bediente sich. Während sie kaute, nahm sie eine Speckrolle an ihrem Bauch zwischen die Finger: »Ich muss jetzt wirklich mal ein bisschen abnehmen. Allmählich werde ich de-tailliert.«

Ihre Kumpelin lachte kurz über den Wortwitz und hatte einen Vorschlag: »Oder du bewegst dich mehr, besser gesagt: überhaupt mal. Wenn ich mich richtig erinnere, rostet im Keller dein Fahrrad vor sich hin. Du hast doch ein paar Kunden, bei denen bist du mit dem Rad in zwanzig Minuten.« Sie schaute an ihrer untrainierten Freundin herab: »Okay, dreißig Minuten.«

»Das Rad ist kaputt.«

Die Ausrede ließ Marie nicht gelten: »Dann lass es reparieren oder schau in die Anzeiger: Da kriegst du tolle Räder für einen Fünfiger.«

Sandra schluckte das letzte Stück Pizza hinunter: »Na ja, ich muss es ja nicht gleich übertreiben. - Einfach eine Zeitlang abends nur was Leichtes. So was wie fettarmen Joghurt, Hüttenkäse, Salat ohne Öl...« Mit einem Würgeton bekräftigte sie die ihr widerliche Vorstellung.

»Dann kann ich dir auch nicht helfen. Ich jedenfalls werde die nächsten Monate vermutlich ganz von allein abnehmen.« Sandra schaute Marie fragend an: »Ich habe den Küchenjob. Am Samstag geht es los: körperlich harte Arbeit bei geschätzten fünfzig Grad Umgebungstemperatur.«

Das »Gratuliere« Sandras war halbherzig, ihr nächster Satz ironisch: »Und Sonja darf es natürlich nicht wissen.«

»Wäre mir lieber, ja.« Marie schaute ihre Kameradin eindringlich an.

Die schüttelte den Kopf: »Ihr habt schon eine komische Beziehung. Nein, 'komisch' ist das falsche Wort: eine unehrliche, zumindest von deiner Seite aus. Das bist einfach nicht du: geradeheraus, schnörkellos,

offen...« Sandra erwartete keine Antwort und erhielt auch keine. »Wer sich nicht verändert, der wird verändert.« Sie stand auf zum Gehen: »Ich glaube, verändert werden, tut mehr weh.«

Marie räumte noch eine Ladung Geschirr und Besteck in den großen Korb und drückte auf einen großen roten Schalter: Der Korb setzte sich auf dem Spülband in Bewegung; das fast kochend heiße Wasser hüllte Marie in eine Dampf Wolke. Endlich hatte sie, samstags um elf Uhr abends, nach zwei Stunden wieder Zeit für eine Pausenzigarette. Kaum stand sie im T-Shirt auf dem dunklen Innenhof, spreizte sie ihre Arme und ließ die kühle Nachtbrise ihren durchgeschwitzten Oberkörper streicheln. Welch eine Labsal! Schon die erste Woche Spülerjob mit drei Springereinsätzen, den so genannten »Ausnahmen«, schlauchte sie mehr, als sie gedacht hatte. Und allmählich gingen ihr bei Sonja die Ausreden aus, warum sie seit neuestem so viel unterwegs war. Ihre Liebste war seit einigen Tagen in New York, unter anderem in zwei Talkshows, und rief sie jeden Abend an.

Marie nahm hastig die letzten Züge und ließ die Kippe in einen Gully fallen. Eine knappe Stunde noch, dann hatte sie endlich Feierabend! Und sie musste morgen Abend nicht antreten, als Ausgleich für ihre Sonderschichten.

Auch aus einem anderen Grund wollte sie endlich nach Hause: Sie war heute Nachmittag im Internet bei einem Antiquariat fündig geworden: ein Werk von Ende achtzehntes Jahrhundert, viele Stiche, teils koloriert und in gutem Zustand, Verhandlungsbasis zweitausendzweihundert Euro. Sie hatte an das Antiquariat eine Mail und den Webseitenlink an Kevin geschickt. Vielleicht waren schon positive Antworten eingetroffen?

Den frühen Donnerstagnachmittag darauf schneite Professor Teubner mit zwei Eisbechern in die Buchhandlung: »Pistazie und Walnuss oder Vanille und Erdbeere?«

Marie wählte den Nussbecher und bemühte sich, freudig überrascht zu wirken. Aber Teubner merkte sofort, dass mit seiner liebsten Buchhändlerin etwas nicht stimmte: Sie war blass, hatte kleine Augen und als sie den kalten Becher mit einem »Ah, das tut gut!« an ihre Stirn drückte, war sein an ihre Wange gelegter Handrücken nur noch eine zusätzliche Bestätigung: »Meine Güte, Sie bringen ja jeden grönländischen Eisberg zum Schmelzen! Sie gehören ins Bett, meine Liebe!«

»Ich fühle mich seit heute Morgen tatsächlich ziemlich schlapp. Ich glaube, ich brüte was aus.« Sie nahm einen Löffel Eis und verzog ihr Gesicht beim Schlucken, nahm einen zweiten: »Uh, das tut weh.«

Teubner beugte sich über den Tisch und deutete auf Maries Mund: »Sagen Sie bitte mal 'Aaa'. Verzeihen Sie mir diese Intimität, aber ich habe einen Verdacht.«

Marie sperrte ihren Mund weit auf, Teubner reichte ein kurzer Blick in ihren Rachen: »Sie gehen bitte sofort zum Arzt – damit ist nicht zu scherzen.«

»Ja, ich habe auch ein bisschen Halsweh, aber...«

Teubner wurde ungewöhnlich harsch: »Das ist nicht ein bisschen Halsweh. In Ihnen ist eine lehrbuchmäßige Angina am Erblühen, die sofortiger Behandlung bedarf.«

Noch immer sträubte sich Marie: »Ich gehe heute früh ins Bett und schaue, wie es mir morgen geht. Dann kann ich ja immer noch...«

Zum ersten Mal, seit Marie ihn kannte, riss dem Professor der Geduldsfaden: »Wenn Sie nicht augenblicklich zum Arzt gehen, rufe ich den Notdienst.« Er schaute Marie so eindringlich an, dass diese ein wenig den Kopf einzog: »Um die Buchhandlung kümmere ich mich den Nachmittag über. Und morgen sehen wir weiter. Aber jetzt gehen Sie bitte!«

Marie stand langsam auf und kramte ihre Sachen zusammen; in Zeitlupe: An ihren Händen und Füßen schienen Betonblöcke zu hängen. Allmählich glaubte sie der Besorgnis ihres alten Freundes. Sie ging langsam zur Tür hinaus und war heilfroh, dass nur ein paar Türen weiter seit kurzem ein HNO-Arzt residierte.

Dem jungen Arzt reichten ein paar kurze Stichworte Maries. Er steckte ein Fieberthermometer in ihr Ohr und las es ein paar Sekunden später ab: »Neununddreißig zwei. Und Sie waren heute noch arbeiten?« Er leuchtete kopfschüttelnd in ihren Hals und rief überrascht aus: »Aber hallo! So einen Klassiker sieht man wirklich selten! Streptokokken beim Open Air Konzert.« Er rollte an seinen Schreibtisch und kritzelte auf einen Rezeptblock. »Da muss Sir Fleming ran.«

Maries schaute den Arzt nicht nur wegen seines seltsamen Humors besorgt an. Immerhin verfügte er auch über Einfühlung: »Tut furchtbar weh, ich weiß. Aber Sie müssen die Antibiotika unbedingt regelmäßig dreimal am Tag irgendwie runterkriegen – zerbröseln oder zermalmt mit Wasser. Sonst bilden sich sofort Resistenzen.« Er schaute Marie ernst an: »Und dann brauchen Sie eine Wirkstoffkonzentration, die es in oraler Verabreichungsform gar nicht mehr gibt. Dann heißt es, jeden Tag ab in die Krankenhausambulanz zum Spritzen.«

Marie schluckte eine Ladung Speichel unter Schmerzen hinunter, und auch das Sprechen tat mittlerweile weh: »Das baut richtig auf.«

Der Arzt lachte auf: »Ich will Ihnen nur klar machen, dass eine Angina kein Heuschnupfen ist. Das wird gerne unterschätzt. Und gerade Selbständige...« Er schaute Marie als Mensch an, nicht als Patientin: »Sie sind ja das 'Heim of Crime', nicht wahr? - Ja, da schleppt man sich selbst mit einer Beulenpest noch in die Arbeit. - Leben Sie mit jemandem zusammen?« Auf Maries »Ja« meinte er: »In den ersten zwei, drei Tagen ist eine Angina ansteckend, wird durch Tröpfchen übertragen. Also husten oder niesen Sie niemanden an. - Und Küssen ist in der Zeit leider auch verboten.«

Er schrieb noch eine Gurgellösung auf, hämmerte seinen Stempel auf das Rezept und reichte es Marie. »Heute Abend die erste. Unbedingt ab morgen drei. Gurgeln auch dreimal am Tag. Das Fieber schrauben Sie am besten mit einem guten, alten Essigwickel runter. Fürs Erste schreibe ich Sie eine Woche krank. Und am Montag kommen Sie bitte wieder zum Nachschauen. Okay?«

Als Marie eine Viertelstunde später aus der Apotheke kam, schlurfte sie erschöpft wie nach einem Marathon automatisch in Richtung ihrer Buchhandlung; dort stand ihr Fahrrad. Sie hielt auf halbem Weg an: Jetzt noch Rad fahren? Sie wollte sich nur noch hinlegen! Sie hielt ein Taxi an. Als der Fahrer das kurze Fahrtziel gesagt bekam, rümpfte er zunächst die Nase. Aber nach einem Blick auf seine blasse Fahrgästin auf dem Rücksitz, die kurz vor einem fiebrigen Einschlafen stand, trat er aufs Pedal.

Mit einem »Gute Besserung« im Ohr hangelte sich Marie aus dem Wagen und wusste fünf Minuten später nicht mehr, wie sie ins Bett gekommen war. Sie lag fröstelnd unter zwei Decken und wollte nur noch schlafen. Sammelte immer so viel Spucke wie nur möglich, bis es gar nicht mehr anders ging und sie unter Schmerzen schlucken musste.

Irgendwann hörte sie ihr Handy: Klingelte es wirklich oder nur im Fiebertraum? Marie ließ es läuten. Dann fühlte sie eine Hand auf ihrer Schulter – wirklich? Und hörte eine vertraute Stimme:

»Marie! Was ist los?«

Mit kleinen Augen blinzelte Marie nach oben; Sandra schaute besorgt, noch besorgter, als sie das heiße Gesicht ihrer Kumpelin befühlte. »Mein lieber Scholli! Das sind ja mindestens vierzig Grad!« Sie holte das Fieberthermometer und legte es unter Maries Zunge. Vom Nachttisch nahm sie die Packung Antibiotika und wusste mit einem Seitenblick auf die Flasche mit dem himbeerroten Inhalt Bescheid: »Angina? Scheiße. - Hast du schon eine Tablette genommen?«

Marie schüttelte den Kopf und nahm kurz das Thermometer aus ihrem Mund: »Muss ich noch. Aber die kriege ich nicht runter. Das tut verdammt weh.« Sie musste wieder schlucken. »Sogar das Reden tut weh.«

Sandra nahm eine von den Tabletten und ging hinaus. Kurz darauf kam sie mit einem Schnapsglas zurück und las das Thermometer ab: »Da habe ich gut geschätzt: Ein halbes Grad muss noch draufgerechnet werden, dann sind wir bei neununddreißig acht.« Sie rührte mit einem Zahnstocher in dem Schnapsglas und hielt es Marie hin: »Runter damit. Ich habe die Tablette zerstampft, so klein es ging.«

Ächzend und mit verzogenem Mund setzte sich die Kranke halb auf, nahm allen Mut zusammen und kippte die Medizin hinunter. Stöhnend ließ sie sich wieder in die Kissen fallen, aus denen es murmelnd klang: »Mein Laden, Teubner.«

»Okay, ich rufe ihn gleich an.« Sandra deckte ihre Freundin fürsorglich zu. Dann ging sie hinaus und plante die nächsten Krankenpflegeschritte. Professor Teubner als Erstes: Ein Zettel musste an den Laden: »Wegen Krankheit geschlossen.« Dann der Kneipe Bescheid sagen. Und auch wenn ihre Kumpelin heute mit Sicherheit keinen Bissen mehr hinunterkriegen würde, aber für morgen brauchte sie etwas zu essen, was leicht zu schlucken war. Im Gefrierschrank fischte Sandra eine Hühnersuppe heraus. Und Trinken war wichtig; sie füllte eine Karaffe mit Wasser. Als Nächstes holte sie billigen Essig aus dem Vorratsschrank, zerschnitt zwei Plastiktüten, schnappte sich zwei Geschirrtücher und ging voll bepackt wieder zu Marie.

Sie klappte die Decke zurück: »Musst du noch aufs Klo?« Nach einem schwachen Kopfschütteln wickelte Sandra die mit reichlich Essig befeuchteten Tücher um Maries Waden, am Schluss die Plastiktüten als Feuchteschutz drum herum.

»Ah! Ist das kalt! Aua!« Maries weinerlicher Einwand wandelte sich schnell: »Aber das tut gut. Danke.« Sandra blieb auf dem Bettrand sitzen und betrachtete ihre Freundin: So richtig krank hatte sie sie noch nie erlebt. Nur dreiviertelkrank, wo sich jeder normale Mensch zwar schon auskurierte, nicht aber Marie. Da war sie einfach nur unausstehlich in ihrem Ärger, nicht hundertprozentig zu funktionieren. Eine Marie Wenger war nicht krank, nur ein bisschen unpässlich und da reichte es im schlimmsten Fall, den Laden nachmittags zuzusperren, sich ins Bett zu legen, und am nächsten Morgen war man wieder fit!

Sandra klemmte die Decke unter Maries Kinn; sie bemutterte gern und freute sich auf die nächsten drei Tage, in denen sie es noch tun konnte. Denn ab dann würde es ihrer Freundin besser gehen und sich nur noch dreiviertelkrank fühlen.

Sandra nahm Maries Handy und ging leise hinaus, die Zimmertür ließ sie offen. Es war schon fast acht Uhr abends und sie hatte – Hunger.

Am nächsten Morgen gegen halb zehn tapste Sandra mit dem Schnapsglas leise an das Krankenbett; eine Plastiktüte lag auf dem Boden und ein halbes Geschirrtuch hing aus dem Bett heraus. Marie hatte zwar die Augen geöffnet, aber wirklich wach war sie nicht. Wurde es aber, als sie das gläserne Folterinstrument in Sandras Hand registrierte. Sie drückte ihr Gesicht in stummer Verweigerung ins Kissen. Aber ihre Krankenpflegerin war unerbittlich:

»Jetzt komm, tapfere Indianerin.«

In Erwartung des Schmerzes schluckte Marie die Medizin und stöhnte auf: »Das wird ja immer schlimmer!«

»Das ist nur noch heute so. Ab morgen wird es besser.«

Nach einem Toilettengang legte sich Marie wieder hin und meinte leise: »Ich konnte kaum einschlafen: Meine Füße waren so kalt, wie Eisblöcke.«

Nach dem Fiebermessen meinte Sandra aufmunternd: »Aber es hat geholfen: achtunddreißig fünf.«

Mit Blick auf das unberührte Wasser auf dem Nachttisch: »Aber du musst unbedingt trinken. Auch wenn es scheußlich weh tut.« Marie nickte zwar, aber bei dem Gedanken, auch nur Wasser schwappte an ihren entzündeten Mandeln entlang, erschien ihr eine Dehydrierung als das weitaus kleinere Übel. Sandras Frage nach Essen quittierte sie mit einem energischen Kopfschütteln.

Als Sandra gegangen war, schloss Marie ihre brennenden Augen und döste vor sich hin. Mittags um halb zwei wachte sie von alleine auf, ihr Magen knurrte, aber sie verspürte überhaupt keinen Appetit. Artig kippte sie die verflüssigten Antibiotika hinunter, als Sandra jedoch mit der Gurgellösung anrückte, wehrte sie erfolgreich ab. Mitten in ihrem Kopfschütteln hielt sie sich plötzlich die Hand vor den Mund und riss die Augen auf:

»Kevin, Antiquariat!« Sie starrte Sandra erschrocken an: »Jetzt ist das Buch weg!« Marie wankte aus dem Bett und sah sich hektisch und vergeblich nach ihrem Handy um. »Ich muss sofort anrufen!« Unter Sandras verdutzten Blicken stolperte sie aus dem Zimmer und eilte mit dem Telefon wieder zurück. Mit zusammengekniffenen Augen entzifferte sie die Nummer des Antiquariats auf einem Zettel an der Pinnwand.

»Hallo, Marie Wenger.« Marie hielt sich den schmerzenden Hals. »Wegen dem Buch, ich habe es vormittags nicht mehr geschafft, Sie anzurufen... Nein! Ach nein! Schade. Nein, ich verstehe Sie da schon.«

Das Telefon landete hart auf dem Schreibtisch. Marie schlurfte mit hängendem Kopf zum Bett zurück und warf sich erschöpft hinein. »So ein Mist! Verdamm!« Ihr war nicht nur wegen der Mandelschmerzen zum Heulen.

»Was ist denn passiert?« fragte Sandra.

»Ich hätte dem Antiquariat heute Vormittag Bescheid geben müssen, ob ... Verdamm! Ich habe extra den Wecker gestellt!«

»Warum hast du mir nichts gesagt? So als zusätzliche Sicherheit. Mensch, Marie! Wenn man so hohes Fieber hat, ist man nun mal total benebelt!« Sandra nahm den Radiowecker vom Nachttisch: »Den hätte ich doch hören müssen: Ich habe alle Zimmertüren offen gelassen.« Der Wecker war auf elf Uhr gestellt – aber nicht entschärft worden. Den zusätzlichen Dämpfer wollte Sandra ihrer Freundin nicht auch noch antun, die sich eingerollt hatte wie ein Bambi: Fertig mit allen fiesen Mandeln, Antiquariaten und Kevins dieser Welt – überhaupt mit dem Leben. Und die bereits wieder in einen fiebergeschwängerten Schlaf driftete.

Am Abend hatte Marie zumindest ein wenig Hühnerbrühe mit verquirltem Ei hinuntergewürgt; das Fieber pendelte sich bei achtundreißig sieben ein. Sandra behielt Maries Handy trotzdem noch bei sich: freundschaftlich verordnete Ruhe für die Kranke.

Mit einem mediterran gewürzten Hüttenkäse, Tomaten, Paprikaschote und Essiggurke bereitete sich Sandra auf einen leichten Fernsehabend vor, passend zu ihrem Abendessen. Sie schaltete den Fernseher an, der Wetterbericht der Tagesschau lief gerade, als Maries Handy läutete. Sandra kannte die Nummer:

»Grüß dich, Sonja.«

»Sandra?« Kurze Pause: »In der Buchhandlung war der Anrufbeantworter an und Marie hat auch nicht auf meinen Handyruf geantwortet. Muss ich mir Sorgen machen?«

»Sie ist seit gestern krank: eine ziemlich heftige Angina mit ordentlich Fieber.«

»Uh, mein armes Kätzchen! Wo hat sie sich das denn eingefangen?«

Kauend begann Sandra zu erzählen: »Wahrscheinlich bei ihrem Spüljob, da rotzen und husten zur Zeit...« Sie hielt sich die Hand vor den Mund.

»Welcher Spüljob? Seit wann das denn? Davon hat sie mir nichts erzählt.«

»Ich hätte es auch nicht tun dürfen, auch wenn ich das ziemlich bescheuert finde.« Sandra nahm sich eine Tomatenscheibe. »Also kann Marie ruhig wissen, dass ich geplaudert habe.«

Ein tiefer Schnaufer rollte aus New York über den Atlantik: »Dieses stolze, dumme...«, Sonjas Kopfschütteln war zwar nicht zu sehen, aber fühlbar. »Marie hatte zwar angedeutet, dass ihr Laden zur Zeit nicht so gut läuft. Aber dass es so schlimm ist...«

»Es ist nicht nur der Laden. Aber mehr darf ich dir nicht sagen, weil das läuft unter Steuergeheimnis.«

In Sonjas Auflachen mischte sich Bitterkeit und Ärger: »Mehr musst du auch nicht sagen. Ich weiß im Moment nicht, ob ich lachen oder weinen soll.« Kurz holte sie sich das ernste und sehr ehrliche Gespräch mit Marie vor gut einer Woche zurück. Was hatte sie sich davon erwartet? Eine Kehrtwendung ihrer Liebsten innerhalb von zehn Tagen? Nein, aber dennoch: »Wenn jemand nicht um Hilfe bitten kann und immer stark sein will, das ist eine Sache. Aber auf Teufel komm raus den Schein zu wahren, auch um den Preis, seine Partnerin anzulügen...«

Sandra ergänzte den Satz: »... das geht gar nicht – auf Dauer.« Sie trank von ihrem kalorienreduzierten Cola. »Darf ich dir einen Tipp geben zu dem Thema?«

»Oh ja, gern! Vor allem von dir, die Marie so gut kennt.«

Die Fernbedienung beendete vorerst Sandras geplante Abendgestaltung. »Mach es ihr nicht so leicht.«

»Wie meinst du das genau?«

Sandra überlegte kurz: »Verstehen und verzeihen ist vielleicht nicht immer die richtige Strategie. Da kommt nichts in Gang; wir ändern doch immer erst etwas, wenn es gar nicht mehr anders geht. Marie braucht eine klare Ansage, was die Konsequenzen sind, wenn sie aus ihrem alten Spiel nicht aussteigt.«

Sonja war nicht überzeugt: »Das klingt für mich nach Erpressung. Oder als wollte ich ein Kind erziehen mit Lob und Strafe. Mein Kätzchen ist eine erwachsene Frau! Nein, das ...«

»Ich meine nicht loben und strafen direkt, eher ... ignorieren und bestätigen. Einfach nicht mitspielen.« Sandra löffelte Hüttenkäse und schob ein paar Paprikastücke und Gurke nach, mit fast vollem Mund: »Entschuldige bitte, aber ich habe echt Hunger.«

»Ich muss mich entschuldigen. Iss du erst mal in Ruhe. Wenn du magst, rufe ich dich später zurück.«

»Ne, ne, das diskutieren wir jetzt aus! Schließlich geht es um unser beider beste Freundin.« Sandra presste ein letztes Gurkenstück hinunter und erklärte: »Nicht auf ihr Rumzicken eingehen und darüber reden, es groß thematisieren und analysieren. Marie kennt ja ihre Psycholeichen eh. Sondern... Ach, ich weiß jetzt nicht genau, wie ich das sagen soll.«

Sonja begann zu ahnen: »Zur Tagesordnung übergehen.«

»Ja, so in etwa. Ein Beispiel: Wenn ihr schick ausgehen wollt und sie muss sich von dir einladen lassen. Und wieder herum lamentiert, dass du das bezahlst und wie schwer ihr das fällt, dann mach nicht auf Verstehen, sondern gib eine klare Ansage: 'Okay, liebe Marie, dann musst du leider zu Hause bleiben und ich gehe allein aus. Es ist deine Entscheidung.'«

Über den Atlantik schallte Sonjas Lachen: »Das hat was. Aber auch einen Haken: Ich werde auf absehbare Zeit immer alleine ausgehen müssen.«

Sandra nahm ein paar große Schlucke Cola. »Nein, bestimmt nicht. Auch wenn sie es – noch – nicht zugibt: Sie war hin und weg von ihren Zwanzigtausend-Euro-Sachen und megastolz, als sie von dem Produzentenball erzählt hat. Ich glaube, da ist schon ein bisschen was in Gang gekommen bei ihr. Und außerdem«, sie schob sich ein Tomatenstück in den Mund, »scheint irgendwas zur Auflösung anzustehen. Zur Zeit kommt alles zusammen, wie wenn der große Manitu sie auf was stoßen will: Laden läuft nicht gut, Steuerschrott, jetzt krank und noch weniger Umsatz und Küchenjob wahrscheinlich weg und dann heute noch Kevin versemzelt...«

»Was war denn mit Kevin?« fragte Sonja erschrocken.

»Das soll sie dir selber erzählen.«

Sonja mitfühlend: »Meine Pechmarie.« Dann hatte sie gute Nachrichten: »Ich komme übrigens am Sonntag schon zurück. So gegen sechs Uhr abends würde ich gern meine Kranke besuchen. Wäre das in Ordnung?«

»Geht klar. Magst du dann was essen?«

»Nein, danke dir. Ich werde im Flieger essen. - So, jetzt muss ich mich fertig machen. Drück Marie ganz fest und gib ihr einen Kuss von mir.«

Sandra wehrte ab: »Lieber nicht: Sie ist noch ansteckend.«

»Oh!«

»Keine Sorge, am Sonntag bestimmt nicht mehr.«

Als Sandra das Handy weggelegt hatte, griff sie nach der Fernbedienung, überlegte es sich dann aber anders: Der Film, den sie sehen wollte, lief bereits eine halbe Stunde und mittendrin einsteigen wollte sie nicht. Sie beschloss, Maries Internetshop zu checken, damit nicht das komplette Geschäft still stand.

Am Sonntagvormittag zog der Duft von Rührei mit Schinken durch die Küche: Frühstück für die Kranke, der es spürbar besser ging; das Fieber war weiter gesunken. Aber Marie fühlte sich noch reichlich schlapp und das Schlucken schmerzte immer noch ordentlich.

Zum Rührei legte Sandra eine weiche Toastscheibe ohne Rinde, nahm das Haferl Tee und trug das Tablett zu ihrer Freundin. Kaum hatte sie die Tür zu Maries Zimmer geöffnet, traute sie ihren Augen nicht: Maries saß am PC, eine Zigarette glimmte neben ihr im Aschenbecher.

»Spinnst du? Dir geht es wohl zu gut?« Sie drückte ärgerlich die Zigarette aus. »Ab ins Bett, aber sofort!«

»Ja, ja, gleich. Ich schaue ja nur, ob Kevin geantwortet hat.« Maries Stimme klang ein wenig belegt, und sie schniefte immer wieder.

Sandra stellte das Tablett ab, auf der Ablage am Bett stand eine Rolle Klopapier: »Du kriegst jetzt aber nicht auch noch einen Schnupfen?«

Ihre Freundin setzte sich wieder ins Bett und atmete durch den Mund: »Heute Nacht ist auf einmal meine Nase gelaufen und ich bekam so einen Druck auf die Stirnhöhlen.« Sie schluckte umständlich eine Antibiotika-Tablette und bekam das Frühstück auf ihren Schoß gestellt.

Sandra seufzte mitfühlend: Marie bekam es zur Zeit wirklich knüppeldick! »Aber wieso geantwortet hat? Warst du etwa gestern auch schon am Arbeiten?« Sandra erhielt ein schuldbewusstes Nicken. In kleinen Häppchen nahm Marie ihr Frühstück ein und versuchte, gut Wetter zu machen:

»Mmh, das schmeckt gut. Super.« Schließlich wechselte sie ihre Strategie zur Schmerzvermeidung und nahm große Bissen, um nicht so oft schlucken zu müssen. Mit Blick auf die entrindete Brotscheibe: »Du bist so lieb. - Danke. Überhaupt, für deine Pflege.« Sie riss Klopapier ab und schneuzte wie der Trompeter von Säckingen.

Ein wenig besänftigt mahnte Sandra: »Mach ich gern, weißt du ja. Ich bring dir meinen Laptop, aber herumgeturnt wird nicht mehr.«

»Nein, Schwester Sandra.« Marie machte Männchen wie ein Pudel: »Ich werde ganz brav sein.«

»Wollen wir es hoffen, sonst gibt es nämlich wieder Handyentzug«, drohte Sandra scherzend. Marie nahm schnell ihr Smartphone vom Nachttisch und steckte es unter die Decke. Im nächsten Moment läutete es auch schon:

»Hallo Prof! - Ja, es geht besser, dankeschön. Auch wenn ich seit gestern verschnupft bin. Ich bin die nächste Woche zwar noch krank geschrieben, aber am Dienstag oder so... Nein, es geht wirklich... Ja, Sie haben ja Recht ... Sie machen ein paar Nachmittage? Ganz lieben Dank, Sie sind so ein Schatz! Und schauen nach der Post? Da haben Sie aber richtig was gut bei mir. Ja, bis die Tage.«

Marie prüfte ihren Internetshop und sah beruhigt, dass Sandra die bis gestern Abend eingegangenen Bestellungen bearbeitet hatte. Heute waren noch keine neuen eingegangen. Nach einer Stunde Internetsurfen und Wieder-Teilhabe am Weltgeschehen loggte sie sich mit einem mulmigen Gefühl in den Mailserver ein und ja: Im Posteingang lag eine Nachricht von Kevin! Kurz zögerte Marie: Wollte sie die wirklich lesen? Nein. Aber was brachte ein Hinauszögern? Sie las: »... blöd gelaufen... gute Besserung ... Lass uns telefonieren, wenn es dir besser geht. Bin ab siebten Juli wieder im Lande.«

Wie war das zu verstehen? Als Beendigung der Zusammenarbeit, die Kevin höflichkeitshalber nicht über die unpersönliche elektronische Post erteilen wollte? Sie klappte den Laptop zu und legte ihn beiseite. Ihre Augen brannten ein wenig; Marie schloss sie und rutschte in die Horizontale – in Reichweite von Morpheus' lockenden Armen. Aber sorgenvolle Gedanken wälzten sich durch ihr Hirn: Ausgerechnet jetzt wurde sie krank, wo jede Stunde Ladenöffnung zählte! Jede noch so kleine Möglichkeit, Geld zu verdienen. Der Aushilfsjob war bestimmt auch weg! Und mindestens sechshundert Euro Provision von Kevin! Was war nur auf einmal los? Der Gott des Schlafes schlang gnädig seine Arme um Marie.

Am späten Mittag gleißte ein makellos blauer Himmel durch die Augenlider Mariens und ließ sie blinzelnd ins Wach-Werden tapsen. Sie fühlte sich noch müde; die ständig gefüllten Stirnhöhlen drückten auf die Augen. Aber wenigstens war es nicht mehr diese dumpfe Fiebermüdigkeit der letzten Tage, die sich auch mit noch so viel Schlaf nicht hatte vertreiben lassen. Und sie hatte Appetit, nicht nur Hunger! Das bisschen Schnupfen war kein Malheur. Da konnte der Arzt morgen bei der Nachschau sagen, was er wollte: Sie war wieder gesund! Vielleicht sich noch den Montag im Krankenstand gönnen, aber ab Dienstag würde sie wieder einsatzbereit sein. Nein: Sie musste.

Sandras Hühnerfrikassee löffelte Marie mit Genuss, auch wenn sie dieses Gericht immer als typische Krankenhauskost abgetan hatte: Aber etwas Essbares rutschte endlich unter erträglichen Schmerzen ihren Hals hinunter und sie hatte etwas zu beißen. Aus ihrem Nachmittagsdösen wurde sie von ihrem Handy gerissen, eine SMS von Sonja: »Bin schon über Paris. Freue mich auf dich. Liebe dich :-XX«

Mit einem seligen Lächeln lehnte sich Marie wieder in die Kissen, mit einem Schlag fühlte sie sich gesund. Nur noch ein paar Stunden! Noch ein wenig ruhen? Oder aufstehen, sich zurechtmachen und den Kreislauf in Schwung bringen, um möglichst wenig krank auszuschauen? Sonjas Parfum kroch in ihre Nase. Mit geschlossenen Augen spürte Marie die Haut ihrer Freundin, das Streicheln ihrer Hände, lag in ihren Armen ... Es tat so wohl, war so warm, so beruhigend – und so stark; ein sicherer Hafen. Mit Sonjas Lippen auf den ihren schlummerte Marie ein. Aber fand sich irgendwann in einem wirren und bedrohlichen Traum: Ein Berg modriger, bücherwurmzerfressener Folianten polterte auf sie zu und sie konnte nicht weglaufen; immer kurz bevor der Bücherberg sie zu überrollen drohte, löste er sich auf und nahm in der Ferne einen neuen Anlauf. Sie hörte sich schreien.

»Marie! Wach auf!«

Marie schreckte hoch und schaute gehetzt um sich. Die Bücher in ihren Regalen standen alle an ihrem Platz und rührten sich nicht. Nur Sandra, die beruhigend ihre Hand hielt. Und das Einzige, was rollte, war der Donner eines nahenden Sommergewitters.

»Boah! Ich habe einen richtigen Alptraum gehabt!« Marie sank erleichtert zurück. Sie fröstelte, als die erste kühle Unwetterbrise durch das halb geöffnete Fenster wehte: Ihr T-Shirt war durchgeschwitzt, und nicht nur das; Marie fühlte sich am ganzen Körper pappig. Ein kurzer Blick auf den Wecker ließ sie hektisch werden: »Schon viertel nach fünf! Sonja kommt bald! Ich muss sofort unter die Dusche.«

Wie sonst auch sprang sie sportlich dynamisch aus dem Bett – Sternchen tanzten vor ihren Augen, ihre Ohren waren belegt. Marie taumelte gegen das Bücherregal, von der anderen Seite gab Sandras Arm ihr Halt:

»Immer langsam mit den jungen Buchhändlerinnen!« Sandra klaubte die vollgeschneuzten Klopapiere vor dem Bett zusammen. Ihre Kumpelin eierte auf unsicheren Beinen um das Bett herum. Mit Staccato-Laufschritten am Platz trommelte sie ihren Kreislauf nach fast vier Tagen Liegen im Eiltempo vom Keller ins Parterre und machte sich auf ins Bad; Sandra bezog währenddessen das Bett neu und schreckte mittendrin auf: Ein gewaltiger Blitz zuckte über den fast schwarzen Himmel, ein ohrenbetäubender Knall ließ sie sich ducken. Eine Sturmböe riss den halb geöffneten Fensterflügel bis zum Anschlag auf, in den Scharnieren ächzte es. Sandra musste sich gegen das Fenster stemmen, um es schließen zu können. In der nächsten Sekunde klatschten riesige Regentropfen im beinahe Waagrechtflug an die Glasscheiben und stimmten mit den Donnerschlägen in ein ohrenbetäubendes Konzert ein.

Kurz nach halb sechs saß eine frisch geduschte Marie in einem ebenso frischen Bett und löffelte einen Teller gehaltvolle Rinderbrühe mit zerdrückten Kartoffeln und Karotten. Auch wenn Sandra die rutschleichte Krankenkost raffiniert zu würzen wusste: Aber endlich mal wieder ein Wiener Schnitzel mit knuspriger Panade oder ein Steak mit Pommes verdrücken! Mit einem Fluch auf ihren immer noch schmerzenden Hals aß sie weiter. Gerade als sie den letzten Löffel genommen hatte, kam Sandra ins Zimmer:

»Wir müssen noch Fieber messen. Und die Tablette musst du noch nehmen.« Als Marie sich das Thermometer unter die Zunge legte, läutete es. Sofort nahm sie es wieder heraus und wollte aufstehen.

»Du bleibst liegen!« Im Hinausgehen drohte Sandra: »Sonst sage ich Sonja, dass du einen Rückfall hast und keinen Besuch haben darfst.«

Durch die offene Zimmertür hörte Marie die Stimme ihrer Geliebten; und biss bei einem überraschenden Niesen auf das Thermometer. Sie lauschte aufmerksam, damit ihr ja kein Laut aus dem Flur entging.

»Grüß dich Sonja. Ich nehme den Schirm.« Die Badezimmertür ging, Kleiderrascheln, ein Kleiderbügel klapperte.

»Ich komme dich gleich richtig begrüßen, aber ich möchte unbedingt erst zu meinem Kätzchen. - Wie geht es ihr denn?« fragte Sonja besorgt und nahm ihre Umhängetasche.

»Mit der Angina besser, dafür ist ein Schnupfen dazugekommen. - Magst du was trinken?«

»Später vielleicht, danke.«

Im Krankenzimmer wurde Sonja von einer mitten im Raum ungeduldig wartenden Marie empfangen. Sonja zeigte mit strengem Blick auf das Bett; schnell schlüpfte Marie wieder unter die Decke und streckte ihre Arme nach ihrer Freundin aus. Einen Augenblick später war kaum mehr zu unterscheiden, welche Arme, Hände und Lippen zu wem gehörten. Auch wenn Küsse auf den Mund tabu waren. Die zwei genossen einander, ihre intime Stille unterbrochen nur von genüsslichen Seufzern – und Schniefen. Marie hatte keine Lust auf das ständige Schneuzen, das sowieso nur eine halbe Minute Befreiung brachte. Viel lieber drückte sie ihre Geliebte noch fester an sich. Mitten in ihrem wohligen Aufstöhnen kitzelte ihre Nase, kräuselte sich und verschaffte sich mit einem Urknallnieser über Sonjas Schulter die überfällige Erleichterung.

»Gesundheit! Hoffentlich ist deine Nase noch ganz.«

Marie löste die Umarmung und riss Klopapier von der Rolle. Ein paar Mal hintereinander holte sie tief Luft und orgelte sich frei, von Sonja besorgt beobachtet.

»Das hört sich schlimmer an, als es ist. So ein Schnupfen hängt bei mir immer gleich in den Stirnhöhlen. Aber das vergeht schnell.« Marie lehnte sich im Bett zurück und schnaufte erschöpft durch: »Solange nichts vom Gehirn mit runterkommt! - Der Unterdruck nervt ein bisschen.« Sie schüttelte ein paar Mal ihren Kopf und versuchte zu gähnen, um den Druck zu lösen.

Sonja schaute ihre Freundin nachdenklich an, die auch wirklich krank mit kleinen, müden Augen und schmaler geworden im Gesicht standhaft die Fahne der Starken hoch hielt. Sie nahm eine Hand Maries und küsste sie:

»Hast du noch Schmerzen im Hals?«

»Ja, schon noch. Aber kein Vergleich zu Freitag.«

Es klopfte, Sandra schaute zur Tür herein: »Ich gehe gleich wieder. - Wie ist das Fieber? Wie schaut es mit Hunger aus?«

»Ach nö, später vielleicht.« Marie steckte das Thermometer wieder in den Mund.

Gerade wollte Sandra die Tür wieder schließen; Sonja stoppte sie:

»Moment, Sandra. Ich habe was für dich.« Sie griff in ihre Tasche. »Ich hoffe, du findest es nicht zu kitschig.« Sie hielt ein schwarzes T-Shirt hoch, auf welchem die New Yorker Skyline bei Nacht prangte; der Glitzerdruck ahmte die Lichter der Stadt täuschend echt nach. »Aber die kriegt man wirklich nur in New York.«

Sandra freute sich ehrlich: »Nein, gar nicht. Das gefällt mir total.« Sie hielt das Teil in XXL an ihren Körper und lachte: »Und es passt so gut, dass man meine Speckröllchen nicht sieht.«

Sonja entschuldigte sich: »Ich habe es absichtlich lieber größer gekauft.« Dann holte sie eine Schachtel aus ihrer Tasche und reichte sie ebenfalls Sandra. Nach einem kurzen Blick auf dessen Farben und Schriftzug flippte Sandra aus:

»Uih! Das ist ja der Wahnsinn!« Sie setzte sich auf die Bettkante entfernte die durchsichtige Folie, begann die Schachtel langsam zu öffnen. Als sie den Deckel hochklappte, strömte ihr der Duft ihres absoluten Lieblingsparfums entgegen. Mehr als ab und an ein kleines Fläschchen leistete sie sich nicht. Und jetzt saß sie vor dem vollen Programm: Eau de Parfum, Duschgel und Deo. Ein leuchtendes Paar Augen strahlte Sonja an: »Danke. Super, super! Das freut mich total.« Einen Augenblick später landeten zwei dicke Schmatze auf Sonjas Wangen. »Aber woher weißt du, dass das...«

»Ich war ja nicht nur einmal in eurem Bad und Marie hat mir außerdem einen Tipp gegeben, dass du Nachschub brauchen könntest.«

Sandra sprühte ein wenig Deo auf ihr Handgelenk und schnupperte den Duft mit verdrehten Augen. Das Fieber konnte sie dennoch fehlerfrei ablesen: »Siebenunddreißig fünf. Wunderbar. - Tablette nicht vergessen.« Sie ging hinaus.

»Sandra kann sich so wunderbar freuen, da macht einem das Schenken wirklich Freude.« Sonja griff erneut in ihre Tasche: »So, mein Kätzchen.«

Maries Augen leuchteten erwartungsvoll: »Ja?«

Aber ihre Liebste holte lediglich Zigarettenetui und Feuerzeug hervor und hielt beides fragend hoch: »Falls man im Krankenzimmer rauchen darf?«

»Äh, ja... Ja klar.«

Sonja öffnete das Fenster halb; der Wolkenbruch hatte sich ebenso schnell ausgetobt, wie er gekommen war und plätscherte in einem Sommerregen aus. Eine erfrischende Brise vertrieb die Schwüle des Nachmittags aus dem Zimmer. Sonja zog ihre Jeans aus, stellte einen Aschenbecher auf den Nachttisch und streckte sich neben ihre Liebste auf das Bett, die sich sofort an sie kuschelte und wohligh durchatmend ihre Existenzsorgen an den Pausentisch schickte. Dafür beschäftigte Marie etwas anderes:

»Das T-Shirt ist echt schön. - Und das kriegt man bei uns wirklich nicht?«

»Nein, zumindest hat mir das die Verkäuferin glaubhaft versichert.« Sonja schmunzelte in sich hinein.

»Ja, manche Sachen kriegt man in Deutschland schwer oder viel teurer. Das geht mir mit meinem Parfum auch so.«

Sonja kraulte Maries Rücken: »Ich hätte dir sehr gerne etwas mitgebracht. Aber ich weiß ja, wie schwer du dir tust, dich von mir beschenken zu lassen. Da wollte ich dich nicht in Verlegenheit bringen.« Sie spürte Marie an ihrer Brust heftig schlucken. »Dein Hals tut wohl noch ziemlich weh? Mein armes Kätzchen.« Sonja

drückte ihre Liebste fest an sich. »Das klingt jetzt vielleicht zynisch, aber manchmal ist so eine erzwungene Auszeit eine gute Gelegenheit, in Ruhe über Manches nachzudenken. Wenn man mal ein oder zwei Wochen aus dem Hamsterrad aussteigen muss. - Und du warst die letzten Tage und vor allem die Abende ja wirklich heftig im Stress.«

Marie nickte stumm; ihr wurde eine zweite Brücke gebaut: »Soll ich dir von der Filmpremiere in London erzählen oder von ... Ach nein, entschuldige: Ich glaube, was du mir zu erzählen hast, ist viel interessanter – soweit ich Sandras Andeutungen am Freitag richtig verstanden habe.«

Kurz durchzuckte es Marie: Welches ihrer zwei Geheimnisse waren Sandra herausgerutscht? Küchenjob oder Finanzamt? Oder gar beides? Im Grunde war es egal: So oder so war sie nach der Abhöraffaire ein weiteres Mal aus Scham und Stolz nicht ehrlich zu Sonja gewesen. Sie setzte sich auf.

Zwei Liebende saßen im Bett schweigend nebeneinander. Sonja zündete sich eine Zigarette an, schaute zum Fenster hinaus und wartete. Marie schaute im Zimmer umher und wartete, dass ihr der passende Einleitungssatz für ihre Geständnisse einfallen möge.

»Ich weiß nicht, was auf einmal los ist. Innerhalb von einem Monat kommt plötzlich alles zusammen. - Das Geschäft geht nicht so gut wie sonst und dann kam als Erstes der Finanzamt-Hammer dazu.« Sonja hörte stumm zu, ohne ihre Freundin anzusehen. »Einkommensteuernachzahlung – zweitausend Euro. Ich hatte ja was zurückgelegt dafür, aber ich habe das Geld fast ganz für was anderes ausgegeben.«

»Es geht mich nichts an, aber so wie ich dich kenne, bestimmt nicht für irgendeinen Firlefanz.« Sonja wandte sich ihrer Liebsten zu.

»Nein, es war sozusagen für eine längerfristige Investition – in uns: Ich habe den Sprachkurs davon bezahlt. Mich hat das immer so geärgert, wenn ich im Internet Talkshows mit dir auf Englisch angeschaut und nicht wirklich verstanden habe, worum es geht und warum plötzlich gelacht wird. Außerdem wollte ich nicht wie eine Idiotin dastehen, wenn wir zusammen bei großen ... ich meine, Englisch ist da ja selbstverständlich.«

Marie war froh um ihre volle Nase, schenkte sie ihr doch eine Denkpause. Sie griff zum Klopapier und schneuzte laut.

Sonja war gerührt, hatte liebevolle, tröstende Worte auf der Zunge. Aber dann fiel ihr Sandras Strategievorschlag ein: Vielleicht war er zwar vordergründig hart, aber hintergründig klug? So schwieg sie und schaute Marie nur erwartungsvoll an.

»Ja, und dann habe ich den Aushilfsjob angefangen; es musste einfach Kohle rein. Aber der ist jetzt wahrscheinlich auch weg.« Marie begann zu schluchzen; ihre Existenzsorgen hämmerten vom Pausentisch zurückgekehrt wieder auf sie ein.

»Und mit Kevin... da war ein dicker Auftrag in Aussicht, aber den habe ich ... weil ich auch noch krank bin... Verdammte Scheiße!« Marie schlug die Hände vors Gesicht und begann zu weinen: »Ich weiß einfach nicht mehr, was ich noch machen soll!«

Sonja nahm Marie zu sich, umschlang sie fest. Noch nie hatte sie ihre Partnerin in solch echter Verzweiflung erlebt. Die sich unter Tränen schüttelnde, röchelnde und schniefende Marie zog zwar alle Helferregister in Sonja, aber:

»Verdammt noch mal! Wann lernst du endlich, deinen Mund aufzumachen?« Sonja lachte bitter auf: »Du brauchst es wirklich auf die ganz harte Tour.«

Marie hatte sich aufgesetzt und entrümpelte ihre bis zum Anschlag gefüllte Nase. »Wenn du nicht wärst, dann müsste ich ja auch allein damit fertig werden.«

»Ich bin aber. Und ohne mich hätten sich deine Probleme wahrscheinlich nicht derart hochgeschaukelt.«

»Wie meinst du das denn? Du bist doch nicht schuld, dass jetzt alles schief läuft bei mir, wirtschaftlich gesehen.« Marie erhielt als Antwort lediglich ein paar Streicheleinheiten und einen Du-verstehst-schon-Blick.

»Okay«, Marie verstand mit verzogenem Mund: »Prüfstein, Lernchance, Lektion...«

»Ja, so würde ich das sehen. Und es geht dabei nicht nur um die möglichen negativen Auswirkungen für dich, wenn dich dein Stolz beispielsweise nicht um Hilfe bitten lässt. Sondern auch, was es mit mir macht.« Sonjas ernster Blick traf auf fragende und ein wenig besorgte Augen. »Im Grunde bist du eine Egoistin: Du ziehst deinen Stiefel durch und die anderen sollen sehen, wie sie damit klarkommen. Du sprichst nicht aus, wenn du Hilfe brauchst, sondern rechnest damit, dass man dich schon nicht hängen lassen wird, ohne dass du bitten musst. Und schon ist die Marie-Wenger-Welt wieder in Ordnung.«

Maries zum Widerspruch geöffneten Mund übergang Sonja: »Ich fühle mich ausgeschlossen aus deinem Leben, darf nicht wirklich teilhaben daran; an deinen Sorgen, deinem Kummer. Die gehören doch auch zu dir.« Sie schüttelte ihren Kopf: »Manchmal fühle ich mich auch wirklich für dumm verkauft, wenn ich wieder erfahren muss, dass du mich angeschwindelt hast. Kannst du dir vorstellen, wie weh mir das tut?« Eine betreten dreinblickende Marie bekam eine Frage serviert: »Wie war das eigentlich in deinen früheren Beziehungen? War das nie ein Thema?«

»Nein. Das waren keine solchen Kaliber wie du. Ich meine...« Marie zupfte an der Bettdecke und schniefte herzhaft, »ich hatte immer Frauen, die sich gerne anlehnten. Da konnte ich gut die Starke spielen. Das passte wie ... der Arsch auf den Eimer, sozusagen.« Marie verschränkte ihre Arme vor der Brust und ließ ihre Beziehungen Revue passieren: Tatsächlich hatte sie noch nie Farbe bekennen müssen; nie hatte eine Partnern hartnäckig an ihrer Fassade gekratzt. Jede war ganz froh darum, eine betonierte Macherin an der Seite zu haben. Sonja streichelte Maries Wange und sagte ganz leise:

»Ich mag mir nicht ausmalen, wie oft dein kleines Mädchen in dir schon geweint hat; ganz allein war, immer wieder gerufen hat – und du hast nicht geantwortet.«

Marie wollte, aber konnte nicht weghören.

»Wie es im dunklen Keller saß, hungrig und frierend. Die Treppe hinaufgeschaut hat zur Tür. Dass sie endlich einmal aufgehen möge und du zu ihr kommst.«

Sonjas malte das Bild so plastisch, dass Marie die Tränen in die Augen stiegen: Sie sah den Keller und ein zusammengekauertes Kind in einer Ecke. Und Sonja erzählte das Märchen weiter, das keines war:

»Deine Kleine ist so mager und schwach geworden: Sie kann die Treppe kaum mehr hinaufsteigen, um an die Tür zu klopfen. Und bald wird sie keine Kraft mehr haben, auch nur aufzustehen. - Sie braucht dich.«

Zum ersten Mal sah Sonja ihre Freundin im Kampf gegen die unliebsame Wahrheit alle Waffen strecken: Marie weinte, schluchzte, rotzte. Nicht nur wegen Sonjas Finger in ihrer größten Wunde; auch ihre Zukunftsängste konnte sie nicht mehr überspielen. Ihre vor ihr Gesicht gehaltenen Hände taugten nur noch als optisches Schutzschild, das in den Armen ihrer Freundin zerbröselte. Sonja angelte mit einer freien Hand nach der Klopapierrolle.

Marie prustete zwischen Schluchzen und Heulen hinein, atmete durch den Mund ein paar Mal ächzend durch und beruhigte sich allmählich. »Ich weiß doch, dass sie da unten hockt. Aber wie soll ich sie da rausholen?«

»Indem du genau in dieser Minute damit anfängst, deinen Stolz zum Teufel zu schicken. Dazu braucht es nur zwei Worte«, antwortete Sonja und fügte schmunzelnd hinzu: »Außer du möchtest höflich sein: Dann sind es drei.«

Es kam überhaupt kein Wort, aber Sonja konnte sich gut ausmalen, wie ihre Freundin gerade mit sich rang, sich auf die Lippen beißen und Mund verziehen inbegriffen. Sonja fiel es schwer, hart zu bleiben, aber nach einer kurzen, immer noch wortlosen Weile sagte sie:

»Du hast dich also dafür entschieden, in Sorgen und Not zu bleiben. Das muss ich akzeptieren. - Ich werde jetzt gehen, Kätzchen. Du musst dich schonen und gesund werden. Mein Besuch war ja auch anstrengend.«

»Bitte bleib noch ein bisschen.« Marie drückte sich fester an ihre Liebste und hinderte sie am Aufstehen. Sie ertappte sich dabei, dass sie im Stillen auf einen erlösenden Satz hoffte, mit dem ihr Hilfe angeboten wurde. Aber die Karten für ihr altes Spiel waren neu gemischt: Sonja löste sich mit einem Kuss auf Maries Stirn aus der Umarmung und stand auf. Während sie ihre Jeans anzog, hoffte sie inständig, sie würde die zwei geforderten Worte doch noch hören, denn sonst hätte sie konsequent bleiben müssen: Um die drückenden Existenzängste ihrer Freundin wissend, tatenlos zusehen, wie sie womöglich in eine ausweglose Misere geriet. Der Gedanke daran war ihr schon jetzt unerträglich.

Nach einer letzten Umarmung und einem »Gute Besserung, Kätzchen. Ich rufe dich morgen an« ging Sonja zur Tür, kramte unvermittelt in ihrer Tasche; suchte nicht wirklich etwas, wollte nur noch ein paar Sekunden herausholen. Und endlich:

»Warte! Bi...bitte ...« Ein Murren torkelte von Maries Bett zu Sonja: »Hilf mir...« Dann fast wie ein Urschrei: »Bitte hilf mir!«

Sonja drehte sich mit einem erleichterten Lächeln um, ging zum Krankenlager zurück und setzte sich auf die Bettkante. Marie schaute aus dem Fenster:

»Das ist wie eine Bankrotterklärung!«

Sie wandte sich Sonja zu, die in ein Gesicht schauen durfte, in dem sich Verzweiflung, Erschöpfung im Kampf um bestandene Selbstüberwindung und Verletzbarkeit widerspiegelten und das gerade wegen dieser Lebendigkeit schön war.

»Ich sehe deine Kleine. Ich sehe meine ganze Marie.« Sonja streichelte über Maries Gesicht. »Und genau die will ich, die liebe ich. Also sei bitte in Zukunft nicht mehr so geizig.« Mitten in beider erleichtertes Lachen meinte Sonja: »Ich glaube, ich muss die Antwort auf deine Frage in unserem letzten Gespräch zurücknehmen. Die Perfektionistin bist wohl wirklich eher du: Dass etwas nicht reibungslos klappt, das geht überhaupt nicht und schon gar nicht wird es zugegeben.«

Marie streckte ihrer Freundin andeutungsweise die Zunge raus. Und spürte sie einen Augenblick später umschmeichelt, umtanzt von Sonjas. Nur kurz konnte Marie das lange vermisste, prickelnde Spiel genießen: Sie bekam keine Luft mehr; in ihrer Nase schien ein Betonblock fest zu sitzen und sie brauchte mehrere kräftige Anläufe, um ihn los zu werden. Ein weiterer halber Meter zusammengeknülltes Klopapier polsterte ihr Kopfkissen auf. Dafür konnte sie endlich wieder durchatmen und tat es erleichtert. Während sie ihre Abenddosis Antibiotika schluckte:

»Also wenn du dich jetzt angesteckt hast:«, Marie hob ihre Handflächen hoch, »Ich kann nichts dafür.« Sonjas Nicken erteilte ihr die Absolution. Marie kämpfte gegen die Müdigkeit nach ihrem inneren Marathon an und meinte:

»Nur um sicher zu gehen, dass ich über meinen Schatten springen kann, zumindest heute.« Sie schaute ihre Freundin offen an: »Bitte hilf mir.«

Mit einem angedeuteten Applaus sagte Sonja: »Du hast ja die Kreditkarte. Also überweise dir einfach, was du brauchst.«

»Mir wäre es lieber, wenn du das machst. Mich einfach so zu bedienen, das ... nein.«

»Bei deinem Shopping konntest du es doch auch.«

»Das war was anderes: Da habe ich einen Auftrag erledigt«, feixte Marie.

Sonja wechselte ins kühl Geschäftliche: »Wie schaut es denn konkret aus? Was brauchst du, um fürs Erste die nächsten drei Monate nicht unter Druck zu stehen?« Sie zog die Augenbrauen hoch: »Und zwar ohne Nebenjob.«

Marie rutschte in die Liegelage und ließ mit geschlossenen Augen Zahlen durch ihr Hirn rattern. Aber sie verweigerten sich einer vernünftigen Rechnung. Mit kleinen, müden Augen blinzelte sie schließlich Sonja an:

»Entschuldige, aber ich kriege das jetzt auf die Schnelle nicht zusammen. Sandra weiß das alles. Und das hat ja auch noch Zeit bis...« Marie seufzte und schloss ihre Augen wieder: »Ich bin total fertig. - Aber: danke, danke dir.« Die sanften Einschlafküsse ihrer Liebsten spürte sie schon in der Zwischenwelt von Wach-Sein und Schlafen.

Ein paar Momente blieb Sonja noch sitzen und betrachtete die Frau im Bett: blass, verstrubbelte Haare, rote Nase; der offene Mund, der an einen auf dem Trockenen liegenden Fisch erinnerte, der in seinem Nach-Luft-Schnappen ein bisschen dämmlich wirkte. Daneben erstand kurz das Kontrastbild ihrer Liebsten beim Produzentenball. Sonja musste lächeln. Marie war Lebendigkeit: vom scheuen Reh mit Plüsch- bis Hirsch mit echtem Geweih; von hemmungslosem Lachen bis ebensolchem Weinen; offen zelebrierte Stärken und krampfhaft verheimlichte Schwächen – Ecken, Kanten, Ornamente. Einfach die Frau, die sie liebte. Leise schloss Sonja die Tür hinter sich und gähnte: Der Jetlag machte sich allmählich bemerkbar. Sie schaute auf ihre Armbanduhr: halb acht. Wenigstens bis elf musste sie dem lockenden Bett widerstehen, um ihren Biorhythmus wieder an die deutsche Zeit anzupassen.

Aus Sandras Wohnzimmer war kein Laut zu hören, dafür aus ihrem Büro das Klappern der PC-Tastatur. Sonja klopfte an, erhielt aber keine Antwort. Um Marie nicht aufzuwecken, wollte sie sich nicht laut bemerkbar machen und ging in das Zimmer. Sandra saß mit dem Rücken zum Raum an ihrem Computer und hatte Kopfhörer auf.

»Sandra? Sandra!« Obwohl Sonja von der Seite an den Schreibtisch ging, zuckte Sandra erschrocken zusammen, als sie ihre Besucherin wahrnahm. Sie setzte die Kopfhörer ab.

»Na? Schläft unsere Patientin?«

»Ja, und ich würde es am liebsten auch.« Sonja setzte sich auf den zweiten Bürostuhl neben Sandra, die feststellte:

»Du schaust aus, als könntest du einen doppelten Espresso vertragen.«

»Oh ja, wunderbar!«

Als Sandra sich in der Küche um den Muntermacher kümmerte, schaute sich Sonja im Zimmer um: auf den ersten Blick ein unglaublich ordentliches, durchorganisiertes Arbeitszimmer mit den typischen, lichtgrauen Büromöbeln. Aber sie wirkten nicht nüchtern mit dem in Pastelltönen gemusterten Teppich und einem schmiedeeisernen Bistrotisch unter zwei großen Palmen. Und den Filmplakaten an der türseitigen Wand.

Sandra brachte zwei duftende Tassen mit je zwei Amarettini auf einem Tablett und wollte es auf den Bistrotisch stellen, aber Sonja schlug vor:

»Vielleicht lieber auf den Schreibtisch. Wir müssen noch ein bisschen arbeiten.« Sie rührte ordentlich Zucker in das schwarze Gebräu und registrierte den kleinen Aschenbecher auf dem Tablett: »Du bist wirklich eine ganz Liebe; bei dir darf man doch eigentlich nicht rauchen, oder?«

Sandra öffnete das Fenster: »Ich kenne euch Raucher doch: Kaffee ohne Zigarette, das ist wie Schweinsbraten ohne Schwein.«

Lachend stimmte Sonja zu, nahm die Raucheinladung an und nippte ein paar Mal an ihrem Espresso. »Ah, das tut gut. - Also, wie schaut es denn bei Marie finanziell aus? Sie meinte, ich solle mich an dich wenden, du hättest alle Zahlen parat.« Auf Sandras Zögern: »Falls du Bedenken hast wegen Steuergeheimnis...«

»Nein, nein, das ist es nicht. Aber«, Sandra schaute Sonja eindringlich an, »hast du es Marie doch wieder einfach gemacht?«

Sonja schmunzelte: »Nein. Ich habe deinen Rat befolgt – und Marie hat um Hilfe gebeten.«

»Hört, hört. Und ihre Zunge ist noch dran?« Nach einem kurzen Auflachen fügte Sonja an:

»Aber wirklich auf den letzten Drücker; ich war schon fast zur Tür hinaus. Da bin ich wirklich froh, denn das hätte ich nicht lange ausgehalten, mein Kätzchen in Not zu wissen und es zappeln zu lassen.«

Sandra lud das Buchhaltungsprogramm und die betriebswirtschaftliche Auswertung Maries. »Ja, das ist hart, jemandem zuschauen zu müssen, bis er von sich aus draufkommt, was richtig ist.« Nach ein paar Mausklicks prangten die Zahlen der letzten drei Monate in Spalten und Zeilen auf dem Monitor. Sonja schaute nur kurz hin:

»Oh Gott, das wäre kein Beruf für mich.« Als Sandra zu einer Erklärung der einzelnen Zahlenpositionen ansetzen wollte, unterbrach Sonja: »Kannst du mir bitte einfach sagen, was Marie für die nächsten drei Monate braucht, im schlimmsten Fall?«

»Der wäre ja dann wohl, dass sie null Umsatz macht. Höchst unwahrscheinlich. - Okay, schauen wir mal... fixe Betriebskosten monatlich, fixe Lebenshaltungskosten, Versicherungen... Wareneinkäufe... Das wären im Monat um die fünftausend Euro.«

»Und wie viel vom Umsatz stammt aus ihrer Webseite, dem Online-Shop? Falls du mir das sagen darfst.« Sonjas Frage war von einem Hintergedanken getragen. Nach ein paar Mausklicks gab Sandra Auskunft:

»Ein gutes Drittel.«

Sonja nickte: »Gut, dann weiß ich Bescheid. Danke dir. Gibst du mir bitte noch ihre Bankverbindung?« Sie dachte kurz nach und sagte unvermittelt: »Du bist so was von ordentlich. Mein Arbeitszimmer schaut immer aus, als hätte eine Bombe eingeschlagen.«

»Das ist wahrscheinlich erstens die gelernte Buchhalterin in mir und zweitens die Jungfrau.« Sandra gab Sonja einen Zettel mit Maries Kontodaten.

Während Sonja ihre Zigarette ausdrückte, grinste sie: »Tja, da kann ich nur eine schlampige Löwin bieten.« Sie stand auf und nahm ihre Tasche.

Nach einer herzlichen Verabschiedung stand Sandra unschlüssig im Flur: Es ging gegen halb neun; am dritten Abend ihrer Diät knurrte ihr Magen nicht mehr – er bellte. Nein, sie würde durchhalten! Die Türklinke ihres Wohnzimmers war schon halb heruntergedrückt – Sandra kehrte um in Richtung Küche: Im Kühlschrank lockte ein herrlich sahniger Brie, den sie extra für Marie gekauft hatte, weil der so schön weich den Hals hinunterrutschte. Das Messer glitt wie von selbst durch sechzig Prozent Fett, eine gehaltvolle Scheibe Genuss klebte an der Klinge. Mit einem Knäckebrötchen als Alibi ließ sich Sandra ihren Ausrutscher schmecken.